

Sylvia Gordan

„Zu wem so laut das  
Schicksal spricht ...“

*Eine unfantastische Lebensreise*



Silvia Gordan

**„Zu wem so laut  
das Schicksal spricht ...“**

*Eine unfantastische Lebensreise*

Books on Demand



Allen Mitmenschen, die mir durch ihr freundliches Interesse und ihren tätigen Rat behilflich dabei waren, dass sich mein Buch zu dem entwickeln konnte, was es jetzt ist, sei an dieser Stelle mein herzlicher Dank ausgesprochen.

Folgenden Persönlichkeiten habe ich weniger oder mehr zu danken:

Raphael Heinrich, Paul Schade, Ursula Rebenstorf, Lothar Reubke, Petra Stephan, Susanne Merck, Albert Kubisch, Anneliese Lorenz, Heidrun Scholze, meinen Eltern, Benjamin Krauß, Oliver Funk, Mario Taege, Mechtild Oltmann-Wendenburg, Johannes Lenz, Johannes M. Mayer.

Sabine Laubig und Holger Niederhausen waren mir bei den konkreten Vorbereitungen der Veröffentlichung in besonders dankenswerter Weise behilflich.

## ***Meinen Eltern gewidmet***

*Manchmal wurde ich auch ein wenig verrückt,  
denn ich bin nicht gekommen,  
die Dinge in dieser Welt unverrückt zu lassen.*

# **Inhalt**

Vorwort

17. Juni 1953

## **1957 - 1962**

Erster Tag im Roten Haus

Schulbeginn

Fünf Kindheitsjahre im Roten Haus

*Weihnachtstheaterspiel*

*Gewalt gegen behinderte Kinder*

*Börsenkrach*

## **1962 - 1963**

Berlin, Scharnhorststraße

## **1963 - 1967**

Glindow am See

*Das Experiment*

## **1967 - 1968**

Oehrenfeld im Harz

## **1968 - 1970**

Birkenwerder bei Berlin

## **1970 - 1980**

Mein weiterer Weg in Eigenregie

Reisen über die deutsch-deutsche Grenze

Christliche Erziehung

## **1980 - 1990**

Aussicht auf den Geist

Von Tante Grete über Silvio Gesell zu Rudolf Steiner

Pitt - zum Gedenken an meinen Bruder

Kontaktsuche

Buchenbach  
17. Februar 1984  
Vom Machtwort bis zum Untergang

**1990 - 1993**  
Zeit des Übergangs

**1993 - 2003**  
Berlin  
Mein Engagement in der Stiftung  
Sommerreise ins Allgäu  
Beginnendes Unbehagen

**2003 - 2004**  
Umzug in die eigene Wohnung

**Ab 2004**  
Das Arbeitgebermodell in der selbstbestimmten Pflege  
Das Liebesthema im Magazin für Menschen mit  
Behinderungen  
Buchprojekt und Lebenskrise  
Das Dürer-Haus in Potsdam  
Ein hochaktuelles Thema  
Geschichtlicher Überblick über die  
Menschenrechtsbewegung für Behinderte  
Zukunft - Vergangenheit  
Anmerkung zur Missbrauchsdebatte  
Der Sieg des Geistes über den Körper  
Der Körper als Instrument meiner Seele  
Entscheidende Geschehnisse und die bedeutendste  
Hoffnung in meinem Leben  
„Irrungen und Wirrungen“  
Weimar  
Ausklang  
Ein letzter Brief an meinen imaginären Freund

## Vorwort

In meiner Lebenserzählung zeige ich anhand meines persönlichen Schicksals ein Stück mitteleuropäischer Geschichte, die in der Mitte des letzten Jahrhunderts begonnen hat – in den Tagen des 17. Juni 1953 – in Potsdam, angrenzend an den Ort, auf den vor etwas mehr als zwanzig Jahren die Augen der Welt gerichtet waren.

Dargestellt werden hier meine Entwicklungsmöglichkeiten mit angeborener Schwerstbehinderung in meinem nahezu vollständig hilflosen Körper, im Anschluss an die Zeit des Zweiten Weltkrieges, dicht am schwer beschädigten Herzen dieses deutschen Landes.

Dabei fällt der Blick unvermeidlich auf das Nachkriegstrauma der deutschen Teilung, auf das scharfe Messer inmitten des Körpers in Gestalt der innerdeutschen Grenze und noch einmal direkt ins Herz hinein – der Mauer in der Mitte der Hauptstadt.

Was es für mich mit meiner Behinderung bedeutete, in der östlichen Hälfte Deutschlands aufgewachsen zu sein, in diesem von der allgemeinen Weltentwicklung zurückgehaltenen Segment, im Zentrum des aufgeklärten und fortschrittlichen Europa, haarscharf neben dem Westen und doch wie hermetisch von ihm abgetrennt – wie es sich lebte in diesem Teil des Landes mit seiner Bildungsbevormundung, die darauf abzielte, den menschlichen Geist an seiner Entfaltung zu hindern, davon versuche ich dem Leser meine persönlichen Erfahrungen zu vermitteln.

Die Rede ist hier auch von dem erschütternden Schicksal und Tod meines Bruders als ein Opfer von Knabenmissbrauch durch einen hochrangigen DDR-Ideologen sowie von meinem entschiedenen Ringen um Befreiung, um eine große geistige wie auch praktische



Alternative zu diesen fast alle Menschen berührenden katastrophalen Weltverhältnissen des 20. Jahrhunderts.

Hierbei kommen Lebensspannungen zur Darstellung, wie sie sich in einer solchen Heftigkeit heutzutage gerade auf dem Felde des „Privaten“ abspielen.

Ein Verleger lehnte mein Manuskript mit der Bemerkung ab, das Private stehe *„durch ein ethisches Verdikt unter Vorbehalt und sollte gerade nicht öffentlich sein“*. Ich frage mich – abgesehen davon, dass eine Biographie immer durch und durch Privates schildert –: Was für ein ethisches Verdikt soll das sein? Und vor allem: Es geht mir gerade nicht um exhibitionistische Darstellungen, wie sie die zeitgenössische Literatur sehr wohl überschwemmen (ob es sich nun um reale Fakten oder nur um die kranke Phantasie des Autors handelt). Sondern in meiner Biographie spiegelt sich vieles, was von allgemein-menschlichem Interesse ist – das Leiden unzähliger Menschen an den Verhältnissen in der DDR, die unsäglichen Bedingungen für behinderte Menschen, das Ringen um Freiheit und Selbstbestimmung und vieles andere.

In unserer Zeit der Überflutung mit „Information“ ist es von immer größerer Bedeutung, auf die Ebene des Wesentlichen zu kommen. Ich bin aber der Überzeugung, dass die hier nun vorliegende Biographie ganz und gar nicht „nur Privates“ enthält, sondern dass vielmehr durch die individuell durchschrittenen Lebenserfahrungen hindurch vieles sichtbar wird, was jeden einzelnen Menschen betrifft.

Nicht zuletzt wird der Blick auf die wirtschaftliche Rückständigkeit dieses untergegangenen Weltteiles gerichtet, in dem ein abenteuerliches sozialistisches Experiment die Menschen in jeder Hinsicht „behinderte“. Wie sich das Leben für einen Menschen anfühlte, der in dieser allgemeinen Lebensbehinderung auch noch selbst schwer körperlich behindert ist, davon spricht dieser Bericht im Besonderen.

**17. Juni 1953**



*Mit Ulli und Pitt 1953*

An diesem Tag lag meine Mutter zu Hause in Potsdam auf der Wohnzimmercouch und hatte heftige Schmerzen, die ich ihr durch meine lebhaften Bewegungen im Mutterleib verursachte. In etwa einer Woche erwartete sie meine Geburt. Meine Großtante kam ins Zimmer gestürmt und verkündete Unheil mit den Worten: „*Kinder, es gibt einen neuen Bürgerkrieg!*“ Von diesem Moment an verspürte meine Mutter keine Schmerzen und auch keine Bewegungen mehr.

Als ich am 25. Juni zur Welt kam, war nichts von jenem Ereignis zu bemerken. Das erste Jahr meines Lebens soll ich so friedlich und liebreizend gewesen sein, wie meine Mutter es von ihren zwei Söhnen zuvor nicht gekannt hatte. Gerade ihr zweites Kind verursachte ihr nach ihren Berichten andauernde Aufregung, weil es fast unaufhörlich geschrieen haben soll. Die erste Zeit meines Daseins dagegen will

meine Mutter als Erholung und als Kraftquell in ihren vielerlei Bedrängnissen und Lebensnöten erlebt haben.

Nachdem sich mein erstes Lebensjahr gerundet hatte, warteten meine Eltern vergeblich auf das „Wunder meiner Aufrichtung“. Als auch ein Klaps meines Vaters auf meinen hinteren Körperteil nichts auszurichten vermochte, begannen meine Eltern allmählich mit mir die verschiedensten Ärzte aufzusuchen.

Die ersten Vermutungen lauteten „Kinderlähmung“, doch dafür fehlte eigentlich jede auslösende Ursache. Die Kinderlähmung war jedoch eine damals gängige Krankheit, und darauf ruhten sich die Ärzte zunächst aus und versprachen meinen Eltern, mich mit Hilfe von stationären Aufenthalten und allen möglichen Schienen und Apparaten auf die Beine zu stellen, so wie es in diesem Falle das Übliche war.

Von nun an war ich jahrelang in den verschiedensten Hospitälern zu Gast. Dort lag ich die meiste Zeit im Bett, wo man meine Beine in Gips verpackte und mir unnötige Schmerzen zufügte. Ansonsten wurde mir schon frühzeitig ein gewisses Schuldgefühl vermittelt – jedenfalls habe ich es oft so empfunden – über die Sorgen, die ich allen Personen um mich bereitete. Ich hatte oft den Eindruck, als glaubten alle, ich sei nur zu faul zum Laufenlernen. Einige Male kam es auch dazu, dass ich mittels eines Apparates auf die Beine gestellt wurde, aber nie entstand daraus eine wirksame Hilfe für mich.

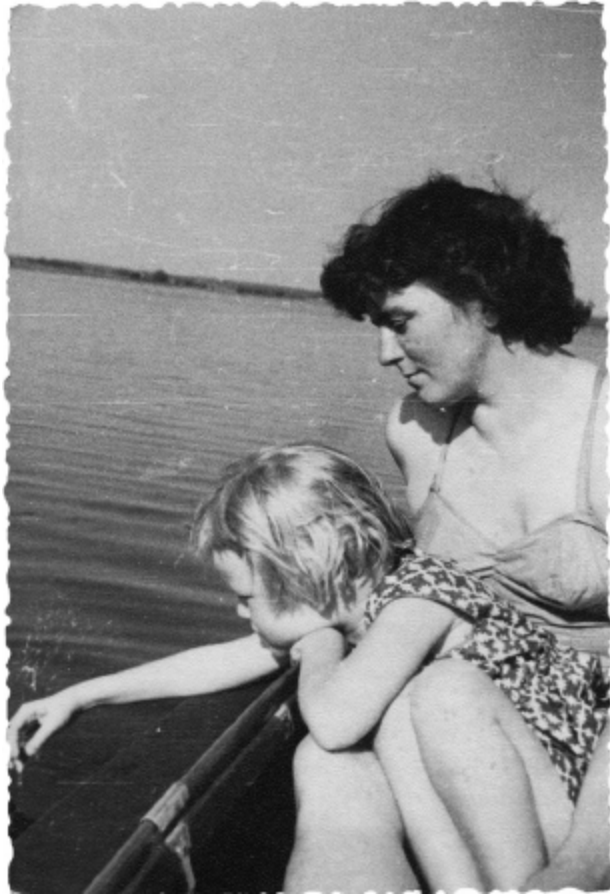
Hier sei fürs erste der knappe Hinweis gegeben, dass von Geburt an meine zu schwach ausgebildete Muskulatur mich daran gehindert hat, mich auf meine eigenen Beine zu stellen. Damit einher geht die vollständige Unfähigkeit, die gewöhnlichsten körperlichen Tätigkeiten zu verrichten, die auch nur die minimalste Körperkraft erfordern. Das bedeutet die absolute Abhängigkeit von fremder menschlicher Hilfe. Welche Auswirkung diese Tatsache auf mein gesamtes

Leben - also auf die Betätigung meines Körpers, meiner Seele und meines Geistes - hat, darauf komme ich am Ende des Buches etwas ausführlicher zu sprechen.

Erst mit etwa sieben Jahren wurde die Diagnose „Muskeldystrophie“ gestellt, über deren Ursache die Forschung noch im Ungewissen sei. Auf die besorgte Frage meiner Eltern, wie denn mit einer solch schweren Behinderung einmal mein weiteres Leben aussehen solle, bekamen sie von den Ärzten die tröstend gemeinte Prognose, mit dieser Krankheit werde ich das 30. Lebensjahr wohl kaum überschreiten.



*Ostern 1957*



*Mit Mutter 1959*



*Mit Pitt 1959*





*Mit meinen Eltern, Tante Lore und Pitt in Weinheim, Ostern 1961*



*Mit Pitt 1960*

**1957 - 1962**

## Erster Tag im Roten Haus

Am Tag nach meinem vierten Geburtstag sah ich mich am frühen Morgen in einem sonnendurchfluteten großen Raum mit vielen kleinen und älteren Kindern, die umherhumpelten oder an Tischen auf ihren Stühlchen saßen und den Raum mit einem mir noch unbekanntem Lärm erfüllten. Ich war neu an diesem Ort.

Am Tag zuvor hatten mein Vater und meine Mutter mich aus einem großen Krankenhaus im westlichen Teil Berlins, in dem ich viele Monate in einer Welt aus weißen Betten, weißen Wänden und weißen Schwesternkitteln und -hauben verblieben war, über die Glienicker Brücke wieder nach Potsdam geholt. Von dort aus hatten sie mich dann gleich an jenen mitten in einem Wald gelegenen Ort gebracht, an dem ich mich nun an diesem Morgen - wiederum alleingelassen - vorfand.

Zum ersten Mal sah ich hier viele Dinge um mich, die mein Staunen hervorriefen. Da liefen kleine und größere Jungen so komisch durch den Raum, die etwas Merkwürdiges an ihren Beinen hatten, das sie „Schienen“ nannten. Einige unter ihnen hielten auch Stöcke in ihrer Hand, auf die sie sich beim Gehen stützten. Man hörte ständig das Poltern der Stöcke auf dem Boden. Der ganze Raum war erfüllt davon. An dem oberen Ende jedes Stockes war eine schön geschwungene Rundung zu sehen. Außer zum Gehen benutzten die großen Jungen ihre Stöcke auch zu etwas, das sie Fechten nannten, oder manche balancierten sie auf ihrer Hand, bis sie mit lautem Geräusch zu Boden fielen. Bei diesem Anblick wurde mir heiter.

Nun saß ich da an einem der Tischchen auf einem kleinen hölzernen Stuhl mit Rückenlehne, und mit mir saßen fünf andere Kinder. Auf dem Tisch stand leeres Frühstücksgeschirr. Wie wir dort saßen und warteten, fühlte

ich mich eigenartig beklommen. Ich hatte noch nie so nah mit anderen Kindern an einem Tisch gesessen – immer nur allein in meinem weißen Bett, in dem ich durch Gitterstäbe andere Kinder hinter ihren Gitterstäben sitzen oder liegen sah. Alles hier war neu, und verwundert und neugierig betrachtete ich, was hier geschah.

Da erblickte ich plötzlich unter dem Stuhl meines Tischnachbarn auf dem Fußboden so einen seltsamen Stock mit dem verwunderlich geschwungenen Ding am Ende! Dieses Ding wollte ich gern in meine Hand nehmen, um es zu befühlen und zu begreifen. Ich beugte meinen Oberkörper hinunter, um mir den Stock zu nehmen.

In diesem Augenblick zog mich etwas mit starker Gewalt zu Boden. Die Erde hatte mich einfach zu lieb und musste mich deshalb erst einmal an sich ziehen. Dieses Ereignis war meine allererste Bekanntschaft mit der *besonderen* Eigenart meines Körpers. Ich konnte mich nicht bewegen, wie ich es wollte, sondern musste mit Vorsicht darauf bedacht sein, im Sitzen nicht mein Gleichgewicht zu verlieren, wenn ich nicht einfach in die Tiefe stürzen wollte. Mich auf die Füße stellen und laufen, konnte ich auch nicht, sondern musste dort sitzen bleiben, wo man mich hingesetzt hatte.

Als ich da auf dem hölzernen Boden lag, spürte ich heftige Schmerzen am Kopf und an allen Stellen, die eine so unsanfte Berührung mit der Erde gehabt hatten. Im selben Moment verstummte der Lärm in dem großen Zimmer, und die Augen aller Kinder waren auf mich gerichtet.

Eine Tante kam zu mir und hob mich auf ihren Arm hinauf. Danach wurde unter mehreren Tanten Rat gehalten, wie es jetzt mit mir weitergehen sollte. Ein *besonderer* Stuhl für kleinere Kinder musste es sein, in den ich nun verwiesen wurde, mit einer Lehne, die mir an den Seiten Halt gab, und einer Tischplatte davor, so dass ich von nun an schön eingesperrt war.

In diesem „*Extrastühlchen*“ saß ich still für mich allein in einem Winkel des Raumes und betrachtete von dort aus

meiner ganz privaten Perspektive das Treiben, das sich vor meinen Augen abspielte.

Von jetzt an war für mich deutlich zu spüren, dass bei mir alles „*anders*“ und „*besonders*“ war. Nun konnte ich nicht mit anderen Kindern sprechen oder mit ihnen ein Spiel anfangen, wann ich es wollte, sondern musste warten, bis irgendjemand Lust dazu verspürte, sich meinem Stühlchen zu nähern und Kontakt mit mir aufzunehmen. Ich legte aber recht bald meine Scheu ab und rief von meinem Platz aus andere Kinder zu mir heran, oder sie kamen von sich aus, denn ich führte schon früh in meinem Leben gern Unterhaltungen mit anderen Menschen.

Von den Erwachsenen bekam ich dann zu hören: „*Die hält ja Volksreden!*“ Das war zu allermeist missbilligend gemeint, und es wurde nicht gern gesehen, wenn es mir gelang, die anderen zum Zuhören zu bringen. Trotzdem ist es den Erwachsenen recht selten gelungen, mir den Mund zu verbieten. Vielleicht war das der Grund, warum ich sehr bald den Wunsch hatte, auch zu wissen, **was** ich sage. Dazu wollte ich gern etwas **wissen**, und so öffnete ich meine Kinderseele erwartungsvoll der Schule.





*Mit Ulli und Pitt, 1958*



*Mit Pitt, 1960*



*Mit Pitt, 1960*



*Mit Pitt "in meinem Wagen", 1960*



*Mit Oma Gordan in Sanssouci 1961*



*Mit Vater, Einschulung 1959*

## Schulbeginn

Die Schule, auf die ich mein ganzes hoffnungsvolles Vertrauen gerichtet hatte, begann für mich im letzten Jahr der 50-er Jahre im Roten Haus. Von nun an begann für mich das Zeitalter, in dem ich allmählich immer mehr dazu übergehen wollte – worin ich nach besten Kräften behindert wurde –, selbst der Akteur meines Lebens zu werden.

Für Nichteingeweihte war das Heim für behinderte Kinder nur mühsam aufzufinden. Es lag in dem Ländchen, das man heute wieder Brandenburg nennt, inmitten eines Waldgebietes am Rande der Zivilisation. Zu der Zeit war es noch selbstverständlich übernommene Praxis, „solche“ Kinder versteckt von der Gesellschaft an einem *Extraort* „unterzubringen“.

Außer von Fuchs und Hase wurden die Kinder des Roten Hauses auch täglich, wenn dies möglich war, von zwei Lehrern – älteren Herren – aufgesucht, die sich mühten, sie wenigstens in die Grundlagen einer gewissen Schulbildung einzuführen. Als ehemaliges Förstergehöft, dann Kindererholungsheim, schließlich Soldatenlazarett und nun Behindertenheim war das Rote Haus den neuen *besonderen* Anforderungen so gut wie gar nicht gewachsen, aber solche Feststellungen waren in den gegebenen Ort-Zeit-Verhältnissen müßig, man musste sich mit dem Vorhandenen begnügen.

Das von Wäldern, Wiesen und Bachläufen durchzogene, eigentlich idyllische Umland des Fläming war beherrscht von Truppenübungsplätzen der sowjetischen Besatzungsmacht, daher gehörte das Rote Haus auch zur geheimen Militär-Geographie, weshalb es auf keiner Landkarte auffindbar war. So war der breite Waldweg, der am Roten Haus vorbeiführte, eigentlich eine Panzerübungsstrecke und deshalb zu bestimmten Zeiten so aufgewühlt und unwegsam, dass Herr Hosang – der eine der beiden Herren –



sich an solchen Tagen weder mit seinem grünen Auto, Marke „Trabant“, noch mit seinem grünen Motorrad und erst recht nicht mit seinem grünen Fahrrad den Weg zu uns Kindern bahnen konnte. An diesen Tagen sowie im Winter bei hohem Schnee fiel die Schule für die Kinder der 2. bis 8. Klasse, die Herr Hosang in einer kleinen, aus nur einem Raum bestehenden Bretter-Baracke gemeinsam unterrichtete, aus. Meiner nahenden Einschulung sah ich mit der bereits erwähnten hohen und freudigen Erwartung entgegen.

Weil mir das Spielen und Herumtoben unter freiem Himmel kaum möglich war, spielte ich mehr mit meinen Puppen, malte oder schaute Bücher an, wenn ich allein für mich saß. Fernsehen gab es zu der Zeit in meiner Umgebung nicht. Richtig glücklich war ich, wenn ich mit meinem Wagen draußen in der Natur spazieren gefahren wurde und den freien Himmel über mir sah – dann fühlte ich mich im Einklang mit der Welt und vergaß, dass ich nicht konnte, was andere Kinder können. Weil ich ein lebhaftes Kind war, von dem die Erwachsenen sagten, dass es „helle“ sei, wurden die Prophezeiungen mit der Zeit immer vernehmbarer, dass die Schule einmal von großer Bedeutung für mich sein werde. „Warte ab, wenn du erst lesen kannst, dann wird alles besser für dich, dann wirst du dich nicht mehr langweilen.“ – Solches verhiessen mir die Erwachsenen.

Als wir Kinder der ersten Klasse uns zum ersten Schultag im Roten Haus versammelten, erteilte uns Onkel Herbert, der Pfleger, seine Instruktionen und belehrte uns, noch bevor der Lehrer zum ersten Mal in unsere Schulstube trat, über das richtige Benehmen beim Lernen. Diese Ermahnungen gipfelten für mich in der Warnung, es uns ja nicht zu erlauben, während des Unterrichts etwa auf die Toilette zu müssen, sondern dieses rechtzeitig vorher zu erledigen. Mich beeindruckten solche Worte plötzlich, und daher meldete ich vor Schreck lieber noch einmal mein diesbezügliches Bedürfnis an. Darauf wurde ich von Onkel

Herbert mit groben, lauten Worten ausgeschimpft, was ich mir denn einfallen ließe, ihm im letzten Moment solche Umstände zu bereiten. Er trug mich in den Vorraum der Schulstube und setzte mich dort aufs Töpfchen, was im Roten Haus so und nicht anders üblich war. Während meiner Sitzung, die er ungeduldig beaufsichtigte, schimpfte er unentwegt auf mich ein. So lernte ich gleich zu Beginn, dass sich mit dem Eintritt in die Schule für mich eigentlich gar nichts geändert hat und dass das Leben für mich weiterhin „*besonders*“, „*extra*“ und „*anders*“ aussah.

In der ersten Klasse hatte ich große Schwierigkeiten, dem Unterricht zu folgen, weil meine Lernbereitschaft zur selben Zeit von medizinischer Seite durch orthopädische Hilfsmittel in Form von Beinschienen gestört und behindert wurde. Mit solchen Schienen und Apparaten sollte mir das Stehen und Gehen ermöglicht werden, wie meinen Eltern von den Ärzten versprochen wurde, was aber nicht eintrat. In Wirklichkeit waren es Folterwerkzeuge, die mir nur Unannehmlichkeiten verursachten, weil die Metallgelenke scharf und unerträglich schmerzhaft in meinen Körper einschnitten, während ich darin eingezwängt auf der Schulbank saß.

Von den Pflegern oder Lehrern interessierte sich niemand für meine Leiden, sondern es hieß, das könne ich ruhig aushalten, und ich erhielt noch Ermahnungen, im Unterricht besser aufzupassen. Wenn ich über die Schmerzen klagte oder weinte, bekam ich nur zu hören, ich solle nicht so wehleidig sein und mir lieber ein Beispiel an den anderen Kindern nehmen, die mit ihrer völlig anderen Grunderkrankung – viele hatten die damals verbreitete Kinderlähmung – mittels ihrer Schienen und Apparate selbstverständlich umherlaufen konnten. Mir wurde mitunter von völlig unprofessionellen Pflegern unterstellt, ich sei wohl nur zu faul zum Laufen.

Meine schulischen Leistungen waren in den ersten Jahren dementsprechend schwach. Lesen lernte ich dafür schnell und selbstständig. Mit acht Jahren las ich mein erstes Buch von 200 Seiten. Es war zufällig in meine Hände gekommen und hieß: „*Martin und die Wiesenpieper*“.

Die Tage, an denen die Militärmanöver der Russen stattfanden, waren spannende und aufregende Ausnahmezustände. Unaufhörlich brummte es, und die Erde vibrierte leicht. Wir Kinder des Roten Hauses merkten dadurch etwas von den großen Angelegenheiten der Welt – wir, die wir ja sonst von der Welt abgeschirmt und vergessen waren.

Das alles konnte seinen Eindruck auf mich nicht verfehlen. Als ich mit sieben Jahren gefragt wurde, was ich denn einmal werden möchte, gab ich zur Antwort: „Russe!“

Während Herr Hosang bei den Manövern dem Roten Haus fernblieb, konnten Herrn Jantze – den älteren der beiden Herren – keinerlei Widrigkeiten daran hindern, uns Kinder täglich zu besuchen. Er besaß keine Fahrzeuge, sondern er kam jeden Tag mit dem kleinen Zug aus seinem entlegenen Wohnort. An einer bestimmten Stelle im Wald fand sich Herr Jantze täglich wie verabredet ein, und der Zug machte dort Halt, um ihn aufsteigen zu lassen. Darum konnte er auch nur zwei Stunden am Tag im Roten Haus sein. Als er einmal krank war, hatte der Zug an seinem Zielbahnhof Verspätung, weil der Lokführer geduldig auf den einsamen Mann im Walde gewartet hatte. Herr Jantze, eigentlich schon pensioniert, war nur für die erste Klasse als Lehrer eingesetzt. Da das Pensum dieser Klasse wegen der zwei Stunden am Tag nicht in einem Schuljahr bewältigt werden konnte, zog sich die 1. Klasse über zwei Jahre hin. Viele Kinder schafften es aber einfach nicht, über diese Klassenstufe hinauszukommen, weshalb sie sich als ewige Versager fühlten.

Bei Herrn Hosang versammelten sich alle übrigen Klassenstufen in einem einzigen Unterrichtsraum, was die Konzentration sehr erschwerte. Neben dem geduldigen Herrn Jantze konnte man Herrn Hosang solche Eigenschaften wie Geduld nicht nachsagen. Sineinetwegen musste einmal ein geplanter Schulausflug abgesagt werden, der uns in den Berliner Tierpark führen sollte und bestimmt zu den herausragenden Erlebnissen in unserem bescheidenen Dasein gehört hätte. Der beleibte ältere Herr hatte das Vorhaben mit der Bemerkung abgelehnt: *„Nachher soll ich doch nur wieder die vielen Stullenpakete tragen!“*

Der Ungeduld dieses Lehrers habe ich es aber zu verdanken, dass ich am Ende der 2. Klasse trotz allem das Dividieren lernte. Nachdem ich durch seine Unterrichtsmethode zunächst überhaupt nichts begreifen konnte, kramte er kurzentschlossen aus dem mit altem Trödel angefüllten Schulschrank eine wunderbare Perlen-Rechenmaschine hervor, die er mir mit den verächtlichen Worten überreichte: *„Wenn du zu dumm zum Rechnen bist, dann musst du eben spielen!“* Von da an hatte ich das richtige Instrument in der Hand, mit dem ich mir im Selbststudium die Prinzipien des Dividierens – was ja nichts anderes heißt als Teilen, und dies kann man tatsächlich nicht früh genug lernen – veranschaulichen konnte.

Weil dies dann auch ungefähr das Höchste war, was mir die Schule im Roten Haus vermitteln konnte, beschlossen meine Eltern, mich von dort fortzuholen.

Kurze Zeit später wurde das Rote Haus dann von einer Kommission des Staatsministeriums für Volksbildung auch aufgelöst, wobei die Kinder, die ihrer Meinung nach schulbildungsfähig waren, für andere Sonderschulen herausgesucht wurden – wohin die übrigen kamen, blieb im Verborgenen.